

Der Schlüssel glitt in das Schloß der Wohnungstür. Yvonne lächelte wehmütig. Sie hatten das Schloß nicht ausgetauscht. Ob sie noch wußten, dass sie ihren Schlüssel immer noch besaß und nicht wegge-
worfen hatte? Vermutlich.

Unsere Tür steht dir immer offen, hatte Vater ihr beim letzten Mal noch gesagt. Es war ein friedliches Gespräch gewesen. Das erste seit langem und das letzte, bevor sie endgültig ausgezogen war.

Sie sperrte auf.

Sie hatte beobachtet, dass Mutter eben mit Frau Masanke weggefahren war. Vermutlich zum Tennis. Jedenfalls würden sie sobald nicht wiederkommen. Und Vater? Vor acht, halb neun war der sowieso nicht zu Hause, wenn überhaupt. Sie war allein.

Die Wohnung war leer, aber sie wirkte bewohnt. Das kleine Schränkchen, auf dem jetzt das Telefon stand, kannte sie nicht. Es war nach ihrer Zeit gekauft worden. Aber sonst war alles wie früher. Das Regal, die Ikea-Eßecke im Flur, sogar die Leuchte über dem Tisch hatte immer noch den mit Isolierband umwickelten Wackelkontakt.

Es war mehr ein Reflex, als sie die Schublade in der Küche aufzog, den Einsatz für das Besteck herausnahm und darunter das Haushaltsgeld für den Rest der Woche entdeckte. Zweihundert Mark. Mutter hatte wohl wieder sparsam gewirtschaftet. Yvonne kämpfte den Impuls nieder, das Geld an sich zu nehmen, es einfach verschwinden zu lassen, danach ihr Unschuldsgesicht aufzusetzen und ihre Eltern in Ratlosigkeit zu stürzen. Ihren Unglauben zu erleben, dass ihre Tochter stahl, ihre einzige Tochter sie bestahl.

Sie hatten so wenig gewußt. Gar nichts. Nicht einmal geahnt.

Sie ging ins Wohnzimmer. Der Fernseher war neu, aber er stand in der Schrankwand am gewohnten Platz. Die Fotoalben in den Schubladen darunter.

Einige Bilder waren eingeklebt. Sie als Baby, in der Krabbelgruppe, Kindergarten, Schule, ihr sechzehnter Geburtstag... Ein ganzes Leben. Ihr ganzes Leben.

Auf dem Bild zu dem sechzehnten Geburtstag hatte sie einen roten, voll geschminkten Mund. Vater war begeistert. Und sie fühlte sich so erwachsen.

Den violetten Lippenstift, den sie bis heute trug, hatte er immer gehabt.

Du siehst aus wie eine Leiche, war seine Redewendung.

Er würde recht behalten.

Sie nahm die Fotoalben in die Hand und riß langsam, methodisch ein Bild nach dem anderen heraus. Einige rissen, einige lösten sich gleichmäßig ab. Sie dachte noch an die Kartons, die daneben lagen, nicht eingeordnete Bilder, an die Fotoalben ihrer Eltern, Urlaubsbilder. Schließlich lagen sie vor ihr. Ein Stapel angerissener Fotografien, zerknittert, ungeordnet, irgendwie wertlos.

Dann zerriß sie methodisch ein Bild nach dem anderen. Die Schnipsel warf sie ins Klo.

Ein Blick in den Spiegel. Ihr violett gefärbter Mund, wirklich keine Augenweide, da hatte Vater schon recht. Ihre Augen erschienen ihr alt. Augen, die so viel gesehen hatten. Bahnstufenunterführungen, Matratzenlager in Wohnungen, die keine waren, den Straßenstrich, sogar die große Liebe mit Arno. Immerhin drei Monate lang in der gleichen Wohnung. Bis zum Ende.

Nicht sentimental werden, dachte sie. Nicht jetzt.

Sie schob das Hosenbein ihrer Jeans hoch. Dort war noch eine gute Vene. Sie hatte es nie verstanden, warum sich die meisten in den Arm spritzten. Jeder konnte die Einstiche sehen, die Narben, die immer dicker wurden, je länger man verzweifelt nach einer Einstichsstelle suchte.

Sie nahm die Spritze heraus, erhitzte das weiße Pulver mit dem Feuerzeug und zog auf. Jeder braucht einen Platz zum Sterben, ging es ihr durch den Kopf. Nicht irgendeine Bahnhofstoilette, eine Pißbecke irgendwo, eine vergammelte Absteige.

Sie wollte Zuhause sein, wenn es so weit war.

Einen Augenblick verhielt sie. Vielleicht war die Toilette doch nicht der richtige Ort. Und ein Stich in die Armvene sah besser aus. Würdevoller. Sie hatte gelesen, dass die meisten Menschen im Tod schön sein wollten. Offensichtlich stimmte es.

Ihr Kinderzimmer?

Sie hatte es noch nicht betreten. Eine Scheu hatte sie davon abgehalten, sich noch einmal selbst gegenüberzutreten.

Warum eigentlich?

Es war wie immer. Ihr rot-weiß bezogenes Bett, die Depeche-Mode-Poster mit Reißzwecken an die Decke geheftet, der Teddybär.

Sie legte sich hin. Ihr Blick glitt zu den Postern hoch, die alten Schulbücher aus der zwölften Klasse im Regal, die letzte, in der sie gewesen war. Es war alles wie früher.

Werd' jetzt nicht schwach, sagte sie sich. Jetzt nicht. Gleich ist es vorbei. Sie fühlte den winzigen Schmerz, mit der die Nadel in ihre Vene drang, sie hatte sich nie daran gewöhnen können, aber wußte instinktiv, dass es kein langes Gestochere geben würde, dass sie gleich gut getroffen hatte.

Sie lag gut auf ihrem Bett. Der leise Lärm der Straßenbahn drang von unten hoch. Anfahrende Autos. Wie früher. Sie war heimgekehrt. Dann drückte sie ab.

1

An sich hatte Hans Platen nichts gegen Kaninchen. Seine Schwester hatte früher eins in ihrem Kinderzimmer hoppeln lassen. Für einige Wochen war Flauschi die Attraktion der Familie gewesen, wurde allen Freundinnen vorgeführt, sogar, dass es überall hingeköttelt hatte, war ihm nachgesehen worden. Doch nach einigen Wochen war der Reiz des Neuen geschwunden, der Aufmerksamkeitsgrad geringer geworden. Nach Jahren emotionaler Vereinsamung und Langeweile war es schließlich gestorben. Hans Platen war als Junge nicht sonderlich zart besaitet gewesen, aber das Tier hatte ihm trotzdem leid getan. Nein, ein Kaninchen würde er seiner Tochter nicht schenken, obwohl Sie manchmal schon darum bettelte.

Auch Kaninchenbraten schätzte er. Er hatte auf einer Reise in die Provence seinen ersten Kaninchenbraten gegessen, zusammen mit seiner damaligen Freundin und jetzigen Frau, und mit dem Côtes du Rhone und den Kräutern der Provence war er eine Köstlichkeit gewesen, die sie gelegentlich zu Hause zu erreichen versuchten, mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. Gegen Kaninchenbraten hatte er nichts, ganz im Gegenteil.

Was er haßte, waren Kaninchenzüchter. Unter Kaninchenzüchtern hatte er sich früher eine Versammlung mittelalter, eher älterer Männer vorgestellt, die sich in abgetragenen Flanellhemden über kopulierende Kaninchen beugten, Rammler, um auf diese Weise jenen erotischen Kick zu bekommen, den sie im wirklichen Leben nie gehabt hatten. Er konnte die Speichelfäden in den Mundwinkeln sehen,

wenn sie sich gegenseitig „ihre“ Zuchtergebnisse erzählten. So hatte er es sich ausgemalt.

Jetzt konnte er noch dazu die Gerüche beschreiben. Den Dunst des Bieres, den schweren Zigaretten- oder Zigarrenrauch, der im Clubzimmer der Kneipe hing, den sanften Stallgeruch, den die prämierten Tiere, die vor dem Vorstandstisch in ihren tragbaren Käfigen standen, ausströmten. Ein kleinbürgerliches Gruselkabinett.

Was er aber noch mehr haßte als Kaninchenzüchter, Zuchtvereine und sabbernde, alte Männer war jedoch, dass er sich Jahr für Jahr seinen Artikel über dieses gesellschaftliche Ereignis aus den Fingern saugen mußte.

Hauptversammlung des Kaninchenzuchtvereins Hannover von 1902 e.V. Die Prämierung erfolgte immer nach den Rechenschaftsbericht des Vorstandes und mußte gebührend in Wort und Bild für das Hannoversche Echo festgehalten werden. So zählte er jedes Jahr die Minuten, dann, wenn endlich „die von allen mit Spannung erwartete Preisverleihung“ vorgenommen wurde, machte sein Foto und hämmerte am nächsten Tag den Artikel in den PC. Einmal hatte er einfach den des letzten Jahres übernommen, aber Wolf Kammrich, der nunmehr dreiundsechzigjährige Vorsitzende, hatte den Herausgeber der Zeitung angerufen. Er hatte schwer einen auf den Deckel bekommen. Jetzt hieß es aushalten, lächeln, fotografieren, schreiben.

„Die mit Spannung erwartete Preisverleihung der auch diesmal wieder herausragenden Zuchterfolge unseres Vereins... Wie Wolf Kammrich (Siehe Bild neben dem Preisträger links) unserer Zeitung mitteilte...“

Und wenn es nicht die Kaninchenzüchter waren, dann waren es die Taubenzüchter oder die Tennisvereine, der Schwimmverein oder die

Eröffnung des neuen Modehauses Beyer in der Konrad Adenauer Straße...

Gelegentlich, dann wenn er mit seinem Kollegen Peter abends beim Bier saß, erinnerte er sich daran, was ihn bewogen hatte, diesen Beruf zu ergreifen. Watergate, die Flickaffäre, Spiegel - die Welt war voll von Stories, von Enthüllungen, sie gierte nach Sensationen, Aufklärung, sauberer Recherche - aber zwischen dem dritten und dem vierten Bier war ihm klar, dass sie versackt waren in einen zweitklassigen Anzeigebüttchen, das von den Werbeeinnahmen der Auftraggeber abhängig war, das sich um Ausgewogenheit bemühen mußte, hängengeblieben bei der Berichterstattung über Jubiläen, Vereine und, wenn es hoch kam, mal über eine Ortsumgehung und eine Tempo dreißig Zone. Bereits eine Festanstellung in der Lokalredaktion der Hannoverschen Allgemeinen, erschien ihm manchmal wie ein Lottogewinn, aber so oft er auch tippte, mehr als zu einem Dreier mit Zusatzzahl hatte er es noch nicht gebracht. Und tief in seinem Herzen wußte er auch, dass er nie einen Artikel schreiben würde, der die Welt bewegte, etwas enthüllte, aufrüttelte, dass es nie einen letzten Bericht über einen Kaninchenzuchtverein geben würde und dass der letzte Bericht immer nur eine Vorstufe war zur Fortsetzung in einem Jahr.

Er steckte sein Blitzlicht auf die Kamera, bat Wolf Kammrich und den diesjährigen Preisträger Werner Wolkenried vor den Vorstandstisch, wartete, bis Zuchtfreund Wolkenried seinen Rammler aus dem Käfig geholt und auf den Arm genommen hatte, schoß sein Foto, dankte für das Bier und ging. Es war zweiundzwanzig Uhr zehn, und endlich war auch für ihn Feierabend.

Der Motor gab keinen Ton von sich. Ein leises Knacken, mehr nicht. Gerade so, dass er merkte, dass die Batterie nicht ganz leer war. Vermutlich war es wieder mal der Magnetschalter des Anlassers. Wenn man mit dem Hammer dagegen schlug, dann klappte er manchmal, aber vermutlich war es besser, den Wagen zur Grundüberholung zu geben. Falls es sich überhaupt noch lohnte. Aber den Hammer hatte er nicht dabei, er erinnerte sich genau, ihn vor einigen Tagen mit in die Wohnung genommen zu haben. Ein paar Kaninchenfreunde zum Anschieben? Sie würden sicherlich helfen wollen, dumme Sprüche inklusive. Doch er wollte nicht. Nicht noch einmal da hinein.

So ging er zu Fuß. Die zwei Kilometer zu seiner Wohnung waren auch nicht die Welt, und morgen konnte er weitersehen. Es war nicht allzu kalt, der leichte Nieselregen, der den ganzen Tag über der Stadt gehangen hatte, hatte aufgehört, aber trotzdem war er froh, dass er seine Lederjacke anhatte. Verdrossen stapfte er die einsamer werdenden Straßen entlang. Der Weg führte an Bauerwartungsland vorbei, unordentlichen Grundstücke. Durch die Dunkelheit schimmerte das Weiß weggeworfener Plastiktüten. Der Pfad am Kanal war früher lauschig gewesen, dichtes Baumwerk, das hin und wieder den Blick auf die Wasserfläche freigab. Jetzt aber hatte die Verbreiterung des Kanals für die Europaschiffe nur nacktes Erdreich hinterlassen, eine ausgeweidete Landschaft. Irgendwann einmal würden sicher auch Bäume angepflanzt werden, die in zwanzig oder dreißig Jahren wieder einmal Sichtschutz geben würden.

Von weitem sah er die Hochhaussiedlung, in der er wohnte. Sahlkamp. Ein Musterbeispiel von städtbaulichen Brachialarchitektur, geplant zu einem Zeitpunkt, als jeder schon den Unsinn derartiger Mammut-siedlungen erkannt hatte. Wohnsilos. Auch er bewohnte eine

Sozialwohnung. Aber auch anderswo waren für seine Einkommenskategorie die Wohnungen nicht besser. Und nicht billiger. Die Politiker sollten hier mal wohnen. Aber die wohnten in Villen weit außerhalb. Mürrisch stapfte er weiter.

Die Straßenbeleuchtung war noch nicht wieder hergestellt, aber die vom wolkenverhangenen Himmel zurückgestrahlte Helligkeit einer Großstadt gab ein diffuses Licht, so dass er sich orientieren konnte.

Vor ihm tauchte der Schatten einer Brücke auf. Baugerät stand herum, Teile der Betonverschalung zwangen ihn zum Ausweichen. Der Weg hatte sich in einen glitschigen Morast verwandelt. Morgen würde er aussehen wie Sau.

Den länglichen Schatten direkt unter der Brücke bemerkte er erst, als er fast darüber fiel.

Der Penner hatte sich eine schlechte Stelle ausgesucht, um seinen Rausch auszuschlafen. Mitten im Matsch.

„Mensch, stehen Sie auf“, sagte Hans Platen gerade so unfreundlich oder freundlich, wie man einen besoffenen Penner anreden würde, und beugte sich hinunter.

Die Gestalt blieb liegen und bewegte sich nicht.

Platen war drauf und dran ihn entweder mit einem Fußtritt zu wecken oder ihn einfach liegen zu lassen, als ihn unvermittelt die Ahnung von etwas Ungewöhnlichem beschlich. Sein Argwohn war geweckt.

Er kniete nieder und betrachtete den Mann eingehend, soweit es die Dunkelheit zuließ. Haare verzottelt, unrasierter Bart, die Kleidung verdreckt, zerrissen, heruntergekommen. Er berührte sein Gesicht und fand es kalt, aber nicht wächsern. Auch roch er keinen Alkohol, wie er eigentlich erwartet hatte. Als er den Kopf zur Seite legte, griffen seine Finger in eine klebrige Flüssigkeit. Blut. Der Mann hatte

eine große Wunde am Kopf. Er atmete flach und kaum vernehmlich. Dieser Mann war verletzt und brauchte Hilfe.

Für einen Augenblick schien der Bewusstlose wieder zu sich zu kommen. Ungelenk bemühte er sich, die Hände zu heben. Einige unverständliche Laute gurgelten aus seinem Mund. Schlagartig wehte Hans Platen eine Alkoholfahne an. Dass er das vorher nicht gerochen hatte. Angewidert ging er auf Abstand.

Mit einem Mal schlug der Mann die Augen auf. Seine Blick wurde klar, so wie Alkoholiker gelegentlich einen ganz klaren Verstand haben. Er röchelte ein paar Worte, die Platen nur halb verstand. Gegen die durchdringende Alkoholfahne beugte sich Platen zu ihm hinunter. Der Mann schaute ihn an. Für eine Sekunde huschte der Schein von Verstehen über sein Gesicht.

„Drachenbucht“, sagte er auf einmal ganz klar. „Der Name ist Drachenbucht.“

Dann, als ob dies alles zuviel für ihn gewesen sei, sackte er zusammen und verlor aufs Neue das Bewußtsein.

Hans Platen tippte die 110 in sein Handy und wartete. Es würde heute wohl sehr spät werden.

Die dunklen Fenster hatten ihn unruhig gemacht. Natürlich war es möglich, dass Sylvia bereits zu Bett gegangen war. Immerhin war es bereits gegen zehn. Und es war reiner Zufall, dass er noch einmal in die Nähe der Vahrenwalder Straße gekommen war. Irgendeine Leiche wartete darauf, von ihrem Tatort erlöst zu werden, und sie waren auf dem Weg dorthin. Vielleicht war sie auch einfach bei einer Freundin. Trotzdem. Das Gefühl von Beunruhigung blieb.

„Ich muss noch einmal auf einen Sprung nach Hause“, sagte er zu Murat Ceylan, der neben saß. Es sollte beiläufig klingen, aber es war eine Spur zu beiläufig. „Ich habe etwas vergessen, aber es dauert nicht lange“, fügte er erklärend hinzu.

Murat nickte nur. Er hatte so etwas Ähnliches erwartet. Seit einem Jahr war sein Kollege Andreas Gehoff, Hauptkommissar Andreas Gehoff, nicht mehr der Alte. Kein Wunder nach der Geschichte damals. Gelegentlich kam er zu spät zum Dienst. Seit einiger Zeit hatte er sogar den Verdacht, dass Gehoff zu viel trank. Und seine Ehe mit Sylvia lief schlecht. Das sah man. Doch jeder hatte mal ein persönliches Tief. Er konnte es nachempfinden. Und ob sie nun fünf Minuten später oder früher ankamen, machte auch keinen Unterschied. Tot war tot. Die Spurensucher würden ohnehin eine ganze Zeitlang zu tun haben.

Er blickte Gehoff nach, der hastig die Haustür aufsperrte und die Treppen rasch hinaufging. Er wohnte im dritten Stock.

Durch die Verglasung der Tür sah Andreas Gehoff, dass kein Licht brannte, nicht einmal das Flurlicht, das Sylvia meistens für ihn anließ, wenn er wie so häufig spät abends von einem Einsatz nach Hause kam. Er schloss die Tür auf, hörte den Riegel zurückschnappen und trat ein.

Instinktiv fühlte er, dass die Wohnung leer war. Ein fahler Lichtschein fiel vom Hausflur in die Wohnung. Schemenhaft zeichneten sich die Umrisse der Möbel ab. Er machte kein Licht, sondern ging vorsichtig hinein und öffnete leise die Schlafzimmertür. Es erstaunte ihn nicht einmal, dass das Bett unbenutzt war. Eine Schranktür war nur angelehnt, gerade so weit, dass er ahnen konnte, dass sie ihre Kleidung mitgenommen hatte.

Das Bild von Yvonne auf ihrem Nachttisch fehlte.

Da wußte er, dass Sylvia gegangen war. Für immer. Ein Brief lag da, verloren auf dem roten Bettbezug in einem Kuvert, zugesteckt, nicht geklebt, wie er gleich registrierte, aber er wollte ihn nicht lesen. Die Wohnung war leer, still, nur in einem Heizkörper plätscherte etwas Luft. Er spürte den übermächtigen Drang, etwas zu trinken, aber ahnte, dass er nicht würde aufhören können, dass er einen Ouzo nach dem anderen rasch hineinkippen würde, immer mehr, immer schneller, bis sich schließlich jenes betäubende Gefühl einstellte, dass er brauchte. Aber draußen wartete Murat, und der Einsatz dieser Nacht war bereits angelaufen. Er ließ den Brief liegen und ging.

„Alles in Ordnung?“ fragte Murat und schaute ihn merkwürdig von der Seite an.

„Alles in Ordnung“, sagte er tonlos. „Mir geht es gut, keine Probleme.“

Sogar das Bild von Yvonne hatte sie mitgenommen.

Es war das einzige Foto, was geblieben war, ein Lesezeichen, vergessen in einem Urlaubsbuch. Vor einen Jahr hatte Yvonne ihre Kinderfotos verbrannt. Alle. Und wenig später hatte sie sich selbst getötet.

Er schwieg während der Fahrt.

„Es tut mir leid“, sagte Murat. „Aber vielleicht renkt es sich mit Sylvia wieder ein.“

Murat Ceylan war hier in Deutschland geboren, ebenso wie seine Frau Aischa. Sie hatten sich im Laufe ihrer Arbeit angefreundet und noch bis vor einem Jahr einen Teil ihrer Freizeit gemeinsam verbracht. Sich eingeladen, sogar ein gemeinsamer Urlaub bei den Eltern von Murat in der Türkei war dabei gewesen. Ob Sylvia sich bei Aischa wieder melden würde?

Andreas Gehoff schwieg. Beim Tod eines Kindes gehen die Eltern auseinander. Diese alte Erfahrung kam ihm in den Sinn. Er saß betäubt da, während Murat fuhr, und er ahnte diffus, dass irgendetwas in seinem Leben unwiderruflich zerbrochen war.

Zum ersten Mal seit langen Jahren war er allein. Ganz allein.

Der Polizist mochte vielleicht etwas über zwanzig sein, aber er wirkte wie achtzehn und seine Begleiterin, die mit ihm im Streifenwagen gesessen hatte, erschien auch nicht älter. Halbe Kinder. Sie führten Gehoff die Böschung hinunter an den Fuß einer neu errichteten Kanalbrücke.

Das kreiselnde Blaulicht des Rettungswagen warf fahle Lichtblitze, färbte die Gesichter unnatürlich blass und ließ die Schemen der Erdwälle, das Skelett der Stahlträger und halb abgenommener Betonverschalungen für Augenblicke gespenstisch hervortreten. Das Wasser des Kanals glitzerte bläulich. Die Baufahrzeuge hatten tiefe Spuren in dem lehmigen Boden hinterlassen, dicke, breite Abdrücke, die in ihrem Innern lange Schatten warfen. Mondlandschaft. Die Männer von der Spurensicherung waren dabei, ihre Halogenstrahler aufzubauen. Halbfertige Gestänge, die seltsam verloren herumstanden.

War das seine Welt geworden?

Ein hell- oder weißgekleideter Mann, vermutlich der Notarzt, trat auf ihn zu und sprach ihn an. Die Worte erreichten sein Ohr nicht.

Du bist im Dienst, sagte er sich. Du bist im Dienst, und das ist dein Job. Der Ouzo wartet zu Hause. Hier nicht.

„Der Tote hat noch gelebt?“ fragte er nach.

„Ja“, sagte ein anderer, der mit dem Arzt hinzugetreten war. Ein hagerer, mittelgroßer Mann mit zotteligem Bart und einer verschlissenen Lederjacke. Er mochte vielleicht dreißig sein.

„Als ich ihn fand, hat er noch gelebt.“

„Er starb unmittelbar vor Eintreffen des Rettungswagens“, bestätigte der Arzt.

„Und wer sind Sie?“ wandte sich Gehoff an den neu Hinzugekommenen.

Der mit der Lederjacke zog einen Ausweis heraus. Einen Presseausweis. „Hans Platen, Hannover-Echo“, sagte er.

„Presse?“ Voller Unmut blickte Gehoff den jungen Polizisten an, als wolle er ihn für die Anwesenheit der Presse verantwortlich machen.

„Er hat die Leiche gefunden“, erklärte der junge Polizist entschuldigend und deutete auf den Mann mit der Lederjacke.

„So. Haben Sie?“ fragte Gehoff.

„Als ich ihn fand, lebte er noch“, sagte Hans Platen. „Ich war auf dem Weg nach Hause, und da bin ich förmlich über ihn gestolpert. Aber gelebt hat er noch. Eindeutig. Er hat sogar noch geredet.“

„Er starb praktisch mit unserem Eintreffen“, bestätigte der Notarzt.

„Vermutlich an den Folgen des Sturzes. Er ist von der Brücke gefallen.“

Gehoff ging mit den übrigen die paar Schritte unter die Brücke und betrachtete die Leiche. Ein ungepflegter Mann mittleren Alters mit zahlreichen Schürfwunden an der Stirn. Einer der vielen Obdachlosen dieser Stadt, dessen Leiden hier zu einem Ende gekommen waren. Tragisch. Aber wohl kein Fall für die Kriminalpolizei.

„Wer hat uns gerufen?“ fragte er mürrisch.

„Ich“, sagte der junge Polizist eifrig. „Ein Todesfall unter ungeklärten Umständen. Ich kam zusammen mit dem Rettungswagen und habe gleich alles Notwendige veranlaßt.“

Offensichtlich war es seine erste Leiche. Bei der ersten Leiche waren sie alle aufgeregt. Und natürlich mußte es immer gleich ein Mord sein. Oder wenigstens ein ungeklärter Todesfall.

Der Polizist blickte ihn an. Er erwartete wohl ein paar lobende Bemerkungen.

Die von der Spurensicherung hatten inzwischen die Halogenlampen aufgestellt. Sie tauchten den Fundort in gleißendes Licht.

Schade um die Arbeit, dachte Gehoff. Dies ist ein Unfall. Und nicht mehr. Das sieht jeder.

„Hatten Sie Anhaltspunkte für ein Verbrechen?“ fragte er schärfer, als er es eigentlich vorgehabt hatte.

Der Polizist stotterte etwas, was er wohl nicht einmal selbst verstand. Wir können die Sache abbrechen, ging es Gehoff durch den Kopf. Feierabend machen. Das Wort Feierabend hatte noch einen vertrauten Klang. Doch schlagartig kam ihm zu Bewußtsein, dass es für ihn keinen Feierabend geben würde. Es würde eine leere Wohnung auf ihn warten, ein geöffneter Kleiderschrank und ein Brief, den er noch nicht gelesen hatte.

„Wollen wir Schluss machen?“ fragte Ceylan.

Gehoff schüttelte den Kopf. „Weitermachen.“

Ein kalter, unangenehmer Nieselregen hatte eingesetzt, der den lehmigen Untergrund in eine Rutschbahn verwandelte. Wenn sie noch etwas finden wollten, dann mussten sie sich beeilen. Er sah den mürrischen Gesichtsausdruck in den Augen des Teams der Spurensicherung.

Was hatte es für einen Sinn? Ein übereifriger Streifenpolizist und irgendein Penner, der zuviel intus hatte, ein Unglücksfall wie tausend andere auch.

Die Halogenlampen gleißten, verwandelten den sinkenden Regen in sprühendes, fallendes Licht und tauchten den Toten in unbarmherziges Weiß. Ein Häufchen Mensch und in der Helligkeit seltsam nackt. Der tiefe Abdruck des Körpers unter der Brücke, dort, wo er aufgeschlagen war. Daneben Fußspuren. Die Profilsohlen des Notarztes, noch einige andere. Jeder Abdruck tief in den Lehm gedrückt, der sich langsam mit Wasser füllte. Morgen früh würden alle Spuren beseitigt sein.

„Gießt alle Abdrücke aus“, sagte Gehoff. „Morgen finden wir keine mehr.“

Das Erwachen am Morgen war schlimm. Er musste zwar nicht in aller Frühe zum Dienst, er konnte ausschlafen. Aber die Benommenheit durch den Alkohol lähmte ihn, obwohl er keine Kopfschmerzen hatte. Durch einen Schleier nahm er wahr, dass der Spiegel nur sein eigenes Bild zurückwarf, nicht mehr das von Sylvia, dass er allein war, und dass das einzige Geräusch in der Wohnung das Gluckern des Heizkörpers und das Summen des Kühlschranks war.

Er überließ sich der Routine des Aufstehens und ging zum Dienst. Murat Ceylan war noch nicht gekommen, der Obduktionsbefund lag noch nicht vor, und so arbeitete er ohne rechtes Engagement einige liegen gebliebene Fälle ab. Kleinkrams. Irgendwann kam Mittag.

In der Kantine setzte sich Fritz Möller zu ihm. Früher, mein Gott, wie lange war das schon her, waren sie eng befreundet gewesen. Sie wa-

ren zusammen zur Polizeischule in Holzminden gegangen, hatten zur gleichen Zeit geheiratet, Kinder bekommen, Möller drei, er nur eins. Damit die Deutschen nicht aussterben, hatte Möller geflachst. Seit knapp einem halben Jahr war Fritz Möller Kriminalrat. Er hatte den Sprung aus der gehobenen Laufbahn in den höheren Dienst geschafft. Manche Beförderungen waren sicher ungerecht gewesen, Partei-schranzen, aber Fritz hatte sie verdient gehabt. Phantastische Fahndungserfolge in den letzten drei Jahren, Erfolge, die endlich die ersten größeren Schläge gegen Drogenkriminalität und Organisiertes Verbrechen ermöglicht hatten. Seit Monaten hatten sie kaum noch miteinander gesprochen. Seitdem er nicht mehr bei der Drogenfahndung war, gab es auch kaum noch berufliche Kontakte. Und seit einem Jahr hatte er sich selbst sehr zurückgezogen.

„Na, wie geht's?“ fragte Fritz und beugte sich über sein Tablett.

„Wenn man vom Essen hier absieht, ganz gut, danke“, erwiderte Andreas.

Fritz schaute ihn prüfend an, sagte aber nichts.

Andreas Gehoff löffelte seine Suppe. Tomatencreme. Hoffentlich kleckerte er nicht. Bei Tomaten und Spaghetti kleckerte er meistens.

„Du warst heute Thema bei der Besprechung“, sagte Fritz Möller nach einer Weile.

Andreas Gehoff schwieg.

„Du trinkst zuviel“, sagte Fritz auf einmal unvermittelt. „Andreas, du trinkst zuviel.“

„Andere trinken auch“, sagte Andreas Gehoff. „Und gegen meine Arbeit ist doch nichts zu sagen, oder?“

„Nein“, sagte Fritz, aber es klang wie „noch nicht“.

Sie schwiegen sich an.

Fritz Möller legte das Besteck weg und schaute ihn an.

„Was ist los, Andi?“

Andreas Gehoff blickte auf. Und mit einem Male wußte er, dass hier vielleicht sein letzter Freund sprach und dass dieser eine Antwort wollte, kein schnippisches oder cooles Ausweichen.

„Wenn es so einfach wäre, dann gäbe es sicher eine Lösung“, sagte er. „So ein Patentrezept. Aber es kommt so vieles zusammen. Yvonne... Ich habe mir Vorwürfe gemacht. Immer wieder. Hätte ich strenger sein sollen? Ihr weniger vertrauen? Oder nachgiebiger? Und nach ihrem Tod... Sylvia gab mir die Schuld daran. Nicht direkt, nicht offen, natürlich nicht, das wäre ja auch absurd gewesen, aber so versteckt, nie ausgesprochen. Und diese nicht ausgesprochenen Vorwürfe, die sind die schlimmsten. Gegen die anderen, da kannst du dich wehren, kannst Stellung beziehen, argumentieren, vielleicht sogar um Verzeihung bitten - aber wenn etwas nie gesagt wird, nur im Raume steht und sich niederschlägt in nicht abgeräumtem Geschirr, nicht gemachten Betten und schmutziger Unterwäsche. Dann hast du verloren. Dann ist alles nur noch eine Frage der Zeit. Und du kommst jedes Mal nach Hause mit dem bangen Gefühl, sie möchte noch da sein, alles so wie früher ... und hoffst doch auf ein Ende. Und weißt du was das Schlimmste war? 'Nicht einmal bei der Drogenfahndung haben sie dich weiter arbeiten lassen' - ein einziges Mal hat sie mir das gesagt. Nicht einmal bei der Drogenfahndung..., als ob das Yvonne wieder lebendig gemacht hätte.“

„Sylvia wußte doch, warum du abgezogen wurdest. Dass das nichts mit deiner Arbeit zu tun hatte, sondern damit, dass du emotional zu nah dran warst und dass das immer gemacht wird... Und von der anderen Geschichte hat sie doch gar nichts gewußt, oder?“

Andreas Gehoff schwieg.

„Und jetzt forsche ich den Todesursachen von Pennern nach...“

Es klang bitter.

„Willst du wieder zur Drogenfahndung? Immerhin, ein Jahr ist um...“

„Ich glaube, ich weiß gar nicht genau, was ich will...“

„Du brauchst ein Ziel“, sagte Fritz heftig. „Irgendeines, egal welches. Was dich aufrichtet. Was dir Sinn gibt. Und bitte keine Wehleidigkeit. Die hilft nie. Glaub mir.“

Sie machten sich stumm über den Nachtschisch her.

„Es ist irgendwie merkwürdig“, sagte Andreas nach einer Weile. „Du arbeitest du nun, sogar bei der Drogenfahndung, und nicht einmal deine eigene Tochter kannst du retten. Ein schwaches Bild nicht wahr?“

Fritz Möller sagte nichts.

„Es ist alles irgendwie ziemlich sinnlos, nicht wahr?“ fragte Andreas. Aber fragte es leise, mehr für sich und schien keine Antwort zu erwarten. „Damals, als ich merkte, spät genug, was mit Yvonne los war, habe ich gedacht, wenn du dich reinkniest in die Arbeit, sie besser machst als zuvor, nicht nur die kleinen Fische, sondern auch die Hintermänner fängst, dann möchtest du dir selbst vielleicht verzeihen, dass du als Vater versagt hast, auch wenn es Yvonne nicht wieder lebendig macht - aber vielleicht rettetest du ein paar andere arme Kerle...“

„Du bist nicht als Retter der Gesellschaft angetreten“, unterbrach ihn Fritz. „Wir beide, wenn du dich noch dran erinnerst, damals an unsere Zeit in Holzminen, wir beide haben einen interessanten Job gesucht. Einen Job. Den haben wir gefunden. Aber wir waren keine Kreuzzügler.“

„Einmal hatte ich einen“, sagte Andreas versonnen. „Weißt du noch? Abdullah soundso, Abdullah Mehtic, genau, so hieß er. Abdullah Mehtic. Nicht so ein kleiner Fisch, sondern einer von den mittleren, die großen kriegen wir ja sowieso nicht, aber wenigstens so einen mittleren, den hatte ich...“

Fritz Möller richtete sich auf. Auf einmal wirkte er voll konzentriert. „Ja...“, sagte er gedehnt. „Ich erinnere mich daran. Dein Erfolg brachte dir ein Disziplinarverfahren ein. Weil er behauptete, von dir geschlagen worden zu sein. Und zum Schluß wurde er freigesprochen.“ „Mangels an Beweisen...“

„Das ist der Lauf der Dinge“, sagte Fritz leise, aber mit seltsamer Eindringlichkeit. „Wir fangen sie, und die großen sind schneller wieder raus, als du schauen kannst. V-Leute, verdeckte Ermittler, großer Lauschangriff... alles kalter Kaffee. Damit musst du leben. Rechtsstaat. Vom Gesetzgeber so gewollt. Und dass es nach Yvonne immer eine Melanie geben wird oder einen Michael oder Tobias. Jedes Jahr mehr. Immer wieder.“

Andreas wollte widersprechen, aber ein Blick ins das Gesicht seines Freundes hielt ihn zurück. Es lag bitterer Spott darin. Und zugleich eine Art von Überlegenheit, die Andreas nicht einschätzen konnte „Du meinst das nicht wirklich“, sagte er.

„Nein“, sagte er. „Ich meine das wirklich nicht wirklich. Aber es ist leider so. Uns sind die Hände gebunden.“

Und nach einer Weile setzte er hinzu: „Eigentlich.“

„Eigentlich?“

Es war leer, in der Kantine. Das Mittagessen war vorüber, und die meisten Kollegen waren bereits wieder gegangen. Eine Frau des Reinigungsdienstes klapperte vernehmlich mit ihrem Eimer.

„Wenn du Lust hast, wieder für die Drogenfahndung zu arbeiten, könnte ich etwas für dich tun“, sagte Fritz auf einmal unvermittelt.

Für einen Augenblick stand Andreas sein mühsam als Versetzung kassierter Rauswurf vor Augen. Ein Rauswurf wegen einer einzigen Unbesonnenheit. Noch einmal alles von vorn?

„Ich glaube, ich hätte noch einmal Lust anzufangen“, sagte er zögernd. „Wenn es denn geht“, fügte er noch hinzu.

„Bereden wir das heute Abend“, meinte Fritz, schob das Geschirr auf das Tablett und stand auf.

„Im hinteren Teil des Hauptbahnhofes gibt es eine kleine Kneipe. Härke Eck. Wenn du willst, heute gegen 20.00 Uhr.“

Die Wohnung war eng, und obwohl sie oben im achten Stock lag, gab sie nur Aussicht bis zum nächsten Hochhaus auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Sie roch nach Essen, nach Babyöl und säuerlich nach dem überquellenden Windeleimer. Anna, die „Große“, war jetzt in der Schule, aber Christine war erst zwei und in dem Alter, wo sie noch nicht in den Kindergarten gehen konnte und auch nicht mehr ruhig den Tag verschlief. Fast eine ganze Stunde hatte sie mit ihren Fisher-Price-Activity-Center verbracht, ein monotones Geklingel und Rattern im Hintergrund, das nur ihre Anwesenheit verriet. Wenigstens war sie friedlich gewesen, so dass Hans Platen in einem Anfall von Selbstüberwindung den Artikel über die gestrige Sitzung des Kaninchenzuchtvereins in den Computer gehämmert hatte. Er konnte zu Hause arbeiten und mußte nur alle zwei Tage in die Redaktion des Hannoverschen Echos.

Ob der Tod des Penners auch einen Bericht geben würde?

Eigentlich war die Zeitung als Anzeigenblatt nicht auf derartige Meldungen und Artikel angewiesen. Das Blättchen, von Zeitung wollte er gar nicht sprechen, erschien nur einmal die Woche. Es war keine Zeitung, die Tagesaktualitäten bringen konnte. Schon gar nicht solche von eher mäßigem Publikumsinteresse. Andererseits war nun auch kein anderer Reporter anwesend gewesen, keiner der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung, keiner der BILD Zeitung. Er wurde nach Druckzeilen bezahlt, und wahrscheinlich war es eine Möglichkeit, wieder auf die Schnelle ein paar Mark fünfzig zu verdienen.

Christine fing an, Laut zu geben. Wahrscheinlich war ihr langweilig. Er drückte der Kleinen eine ungesüßte Tee-Flasche in die Hand. Sie sollte ausreichend sein, sie für die nächsten fünfzehn Minuten ruhigzustellen. Dann setzte er sich an seinen PC.

Hannover. Gestern abend kam an der Wilhelm Diechmann Kanalbrücke ein Obdachloser ums Leben. Er stürzte von der Brücke auf die Baustelle und erlitt schwere Kopfverletzungen. Obwohl von einem Passanten der Rettungsdienst herbeigeholt worden war, starb der Obdachlose wenige Minuten vor Eintreffen des Notarztes. Die Polizei vermutet einen überhöhten Alkoholgenuß und stellt Ermittlungen an.

Fünf Zeilen. Eine Kurzmeldung. Das große Geld würde er damit wohl kaum machen können. Ohnehin - von den Sitzen riß diese Meldung keinen.

Wie wäre es mit: *Tragischer Tod unter der Brücke - Unser Reporter berichtet?*

Vielleicht besser. *Gestern Abend endete auf tragische Weise das Leben des Obdachlosen*

Hans Platen stockte. Er drosch leeres Stroh. Von den klassischen W-Fragen Wer, Wann, Wo, Warum, Wie, die jedem Journalisten eingebleut wurden, hatte er bestenfalls eine beantworten können. Wo. Aber das war ja sowieso sonnenklar. Fakten, Fakten, Fakten... und immer an den Leser denken. Diesen Merksatz während seiner Ausbildung konnte jeder Journalist im Schlaf hersagen. Was hatte er für Fakten? Keine, wenn er es recht bedachte. Der Name? Unbekannt. Todesursache? Vermutlich besoffen. Würde es zu einem interessanten Artikel reichen? So ein bißchen Herz? So schlimm ist die Welt? Betroffenheit? Was macht einem zum Penner?

Möglicherweise würde es einen guten Artikel geben. Aber dann mit mehr Information. Mehr Hintergrund.

Für einen kurzen Augenblick streifte ihn der Gedanke, dass auch er in seiner engen Drei-Zimmer-Wohnung, eingesperrt in ein Hochhaus-Ghetto und belagert von überquellenden Windeleimern auch nicht allzu ungefährdet war, hinabzugleiten in die Welt der Brücken, der zugigen Kellereingänge oder Bahnhofsvorplätze, wo nur noch die Zwei Liter Flasche Lambrusco zu dreifünfundneunzig einen unbeständigen Schutz bot.

Er würde einen Artikel darüber schreiben, vielleicht sogar eine Serie. Und - wenn sie ankam - sogar ein Buch. Christiane F, *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo*, dieser Bestseller aus den achtziger Jahren, war doch schließlich auch auf diese Weise entstanden. Warum sollte das Glück nicht auch ihm einmal lächeln?

Den Namen des mürrischen Polizisten, der die Ermittlungen leitete, hatte er sich notiert. Er würde anrufen. Und ein Geheimnis würden die Ermittlungsergebnisse in diesem Falle sicher nicht sein.

Fritz war pünktlich. Andreas hatte der Versuchung widerstanden, kurz in die Härke-Stube hineinzugehen und eben noch ein Bier hinunterzukippen. Ohnehin erzeugte die Kneipe, die Fritz vorgeschlagen hatte, in ihm ein deutliches Gefühl der Ablehnung. Er kannte sie zu gut. Ohnehin ein merkwürdiger Treffpunkt. Ein Ort, an dem die Vergangenheit für ihn spürbarer war als irgendwo sonst.

Die Härke-Stube lag in der äußersten Ecke des Hauptbahnhofes. Es war keine typische Bahnhofsgaststätte. Ihre altdeutsche Einrichtung mochte Puristen spießig erscheinen, ihre frisch gewischten Tische auf dunklem Holz möglicherweise etwas steril, aber als Warteraum für Reisende zwar sie sicher besser als viele andere, aber sie blieb sie eine Kneipe für Reisende. Einheimische verirrten sich fast nie hierher. Kein Ort für ein Wiedersehen.

Fritz Möller war ungewöhnlich schweigsam.

„Komm“, sagte er nur.

Sie gingen die wenigen Schritte zur Rolltreppe, folgten ein paar Meter der eleganten Ladenpassage unterhalb des Hauptbahnhofes, die jetzt fast vereinsamt dalag. Dann traten sie durch die sich lautlos öffnenden Schiebetüren. Die feucht kalte Luft einer beginnenden Novembernacht schlug ihnen entgegen.

Die Glitzerfassade des postmodernen Hauptbahnhofes endete abrupt. Wenige Meter vor ihnen in Sichtweite der hoch aufragenden dunklen Aluminiumeleganz der Stadtparkasse traten beide in eine andere Welt. Zerrissenes Papier, Kartons, Hundekot, Müll, Urinpfüten. Dazwischen Menschen. An der von Graffiti beschmierten Begrenzungsmauer eines Parkhauses kauerten Gruppen meist jüngerer Leute. Schäferhunde mit struppigem Fell, an kurzer Leine gehalten, lagen

teilnahmelos neben ihren Herren oder musterten mit leicht hochgezogenen Lippen die Neuankömmlinge. Eine leere, durchsichtige Flasche kullerte über den Boden, drehte einen Halbkreis und fiel mit hellen Klacken vom Fußweg auf den Rinnstein.

„Achtung Bullen“, sagte eine junge Frau. Sie sagte es halblaut, mehr für sich als für die anderen. Andreas bemerkte für einen Augenblick ihre Haarfarbe. Ein grelles Grün. Yvonne hatte meist Violett bevorzugt. Für einen Augenblick trafen sich ihre Blicke. Sie wich nicht aus, schaute ihn herausfordernd an - noch war Leben in ihrem Blick. Die meisten jedoch starrten dumpf vor sich hin, eine Gruppe diskutierte mit schleppenden, verlangsamten Gebärden unverständlich irgendwelche Fragen. Es schien um eine Wohnung zu gehen. Von ihnen beiden nahm keiner Notiz. Nicht einmal die zwei besser gekleideten jungen Männer, die offensichtlich hier Geschäfte machten.

Fritz Möller sagte nichts. Beide kannten den Weg. Jeder war ihn viele Male gegangen. Für einen Augenblick kam Andreas zu Bewußtsein, dass er Yvonne hier nie gesehen hatte, nie in all den Jahren. Ob sie einen anderen Standort gehabt hatte?

Seitdem er nicht mehr bei der Drogenfahndung war, hatte er diesen Platz gemieden. Er hatte sich sich nicht verändert, nur mehr waren es geworden. Sie gingen die Standardroute. Vorbei am Amtsgericht, einem einschüchternden wilhelminischen Prunkbau, dessen Treppe zu dieser Stunde von ein paar Pennern belagert wurde, was auf groteske Weise die Hilflosigkeit der Justiz unterstrich. Vorbei an der Sparkassenzentrale, durch die Bahnunterführung, Odeonstraße, Sitz der Polizeidirektion Mitte. Hundert Meter weiter Herschelstraße. Straßenstrich.

Es war wenig los zu dieser Zeit. Kaum Autos, wenig Passanten. Eine Gruppe von drei jungen Frauen fiel ihm auf. Zwei von ihnen schlugen nach einer dritten, ohne sich von Passanten irritieren zu lassen.

„Hau bloß ab, du - Aids-Schlampe!“ sagte die eine böse, „und laß dich hier nie wieder blicken.“ Sie blickten befriedigt dem Häufchen Elend nach, das sich mit unsicherem Schritt entfernte, dann ordneten sie ihre Kleider und bemerkten auf einmal Fritz Möller und Andreas Gehoff.

„Kripo?“ fragte die eine und schaute sie auffordernd an. Sie sah noch ganz hübsch aus. Ein feines Gesicht mit großen ausdrucksvollen Augen, fast noch nicht gezeichnet.

„Kripo ist umsonst“, sagte sie. „Normale Polizei die Hälfte.“

„Wie wär's denn?“ fragte die zweite und verzog ihren Mund zu einem Lächeln, von Andreas nicht wußte, ob es spöttisch oder verlockend sein sollte.

„Kein Bedarf, danke schön“, sagte Fritz Möller und ging weiter. Die beiden Frauen lachten.

Was sollte dieser Weg?

„Kennst du das alles noch?“ fragte Fritz auf einmal unvermittelt.

Andreas schwieg. Natürlich kannte er alles.

„Es sind mehr geworden“, sagte Fritz, „manchmal stehen hinter dem Hauptbahnhof fast siebzig, achtzig. Von Jahr zu Jahr werden es mehr.“

Und wir können nichts machen, dachte Andreas. Das Gesicht von Abdullah Mehtic stand ihm vor Augen. Den einzigen, den er je aus der höheren Etage der Dealer mit den weißen Kragen zu fassen bekommen hatte. Bei einer fingierten Übergabe. Ein gut geschnittenes

Männergesicht, bartlos, mit klugen, ausdrucksvollen Augen. Natürlich völlig unschuldig, wie das Gericht feststellte.

„Warum hast du ihn geschlagen?“ fragte Fritz auf einmal. Konnte man seine Gedanken so erraten?

„Er ist gestürzt“, sagte Andreas, „das weißt du doch. Einfach auf die Tischplatte gefallen. Sogar Murat Ceylan hat das bestätigt.“

„Was ihm eine Strafversetzung eingebracht und dir deinen Job erhalten hat.“

„Was soll das?“ fragte Andreas unwirsch. „Was soll diese Geschichte, die über ein Jahr alt ist?“

„Würdest du es wieder machen?“ fragte Fritz. „Einen Festgenommenen schlagen, von dem du weißt, dass er schuldig ist?“

Andreas schwieg. Der Nieselregen ließ ihn frösteln. Der Schlag, der seine Karriere beendet hatte, stand ihm vor Augen.

Das Vernehmungszimmer, eine Spätsommernacht. Ein stundenlanges Verhör in einem zu kleinen Zimmer. Es war eher Hilflosigkeit gewesen, vermischt mit Wut, endlich einmal einen von denen gefaßt zu haben, die Yvonne auf dem Gewissen hatten. Das unverschämte Grinsen auf dem Gesicht des Mannes, er sich allzu sicher war, dass ein guter Anwalt ihn schon wieder herauspauken würde. Da hatte er zugeschlagen. Ihn auf die Tischkante geschmettert, einmal, zweimal bis Murat ihn zurückgerissen hatte. Aus dem Kerl alles herausprügeln. Ihn endlich einmal das erleiden lassen, was er anderen tausendfach angetan hatte.

Natürlich war alles vertuscht worden. Hinterher. Er hatte geglaubt, dass diese Gefühle von Hass und Wut lange zurücklagen. Aber in seinem Inneren fühlte er, dass dem nicht so war, dass sie nur durch Alkohol unterdrückt waren, gedämpft durch schlaflose Nächte, die er

allein verbrachte, gemildert durch die Routine einer Arbeit, der er kaum noch einen Sinn abzugewinnen vermochte.

„Ich weiß nicht“, sagte er nach einigem Nachdenken. „Ich weiß es wirklich nicht, wenn ich einmal ehrlich bin.“

Fritz schwieg.

„Hast du mich kommen lassen, um mir diese Frage zu stellen?“

Fritz zögerte, und wie es schien, wählte er seine Worte mit Bedacht.

„Wir kämpfen einen verlorenen Kampf“, sagte er. „Die anderen sind besser, sie dürfen mehr, sie brauchen sich nicht an Regeln zu halten, die für uns gelten. So als ob du Fußball spielst und die anderen Rugby. Da kannst du nicht gewinnen. Du kannst ein paar Tore schießen, zufällige, aber mehr ist da nicht drin. Und es werden immer mehr auf der Straße hinter dem Hauptbahnhof, auf der Herschelstraße und überall. Und wir können nichts als zuschauen...“

Ruckhaft drehte er sich zu Andreas hin und sah ihm unverwandt in die Augen. „Wenn wir uns an die Regeln halten und die nicht, haben wir keine Chance. Gar keine.“

Es waren Kantinensprüche. Auf jedem zweiten Polizeitreffen fielen sie, dann, wenn der Alkohol etwas reichlicher geflossen war. Ein überzogener Rechtsstaat, der der Polizei alle Aufgaben zuschob, ohne sie dafür auszurüsten, und eine Justiz, die im Zweifel doch immer nur die Straftäter schützte. Trotzdem lag etwas in der Stimme von Fritz Möller, was anders war. Es fehlte dieser nörgelnde Unterton, den Andreas nur zu gut kannte. Schlagartig war seine Neugier geweckt.

„Du meinst...?“ fragte er vorsichtig.

„Dass auch wir andere Regeln brauchen“, sagte Fritz vorsichtig und unbestimmt. „Regeln, die vielleicht nicht immer in der Dienstvorschrift stehen.“

„Das ist sehr allgemein“, sagte Andreas. „Und es stimmt auch nicht ganz. Wenn ich ehrlich bin, Abdullah hätte sich damals eher die Zähne einschlagen lassen als zu gestehen. Auch wenn ich geprügelt hätte, immer wieder und wieder - der hätte nicht gestanden. Von den Folgen mal ganz abgesehen. Sie werden nicht verurteilt, weil man sie nicht auf frischer Tat erwischt, das ist das Problem. Wir kennen die Namen, wir kennen ihre Stellung, aber wir haben keine Beweise. Und daran werden wir so schnell nichts ändern, wenn du mich fragst. - Außerdem: Du bist doch ganz erfolgreich. Erst vor vierzehn Tagen hast du doch gerade wieder einen ganz dicken Fisch an Land gezogen. 100 Kilo Heroin, nicht schlecht. Da haben wir uns in den Jahren davor immer alle Finger nach geleckt. Bei dir kein Einzelfall. Und deine Beförderung war ja wohl auch kein Zufall. So sehr können die Regeln dich ja nicht einengen, oder?“

Fritz wandte sich ab, sie gingen ziellos in eine Seitenstraße.

„Und wenn ich nun nicht nach den Regeln spiele?“ fragte er auf einmal. „Wenn ich - mal ganz hypothetisch gesprochen - meine Erfolge nur damit erreiche, dass ich andere Mittel anwende? Mittel, die vielleicht nicht so akzeptiert sind?“

Ein leichtes Kribbeln zog den Rücken von Andreas herauf und schärfte seine Sinne. Jetzt kommt es, dachte er. Jetzt kommt es, für das wir uns getroffen haben.

„Und was sollten das für Mittel sein?“

Einen Augenblick schien Fritz Möller zu zögern.

„Ich halte dicht“, sagte Andreas. „Egal was es ist, ich halte dicht.“

„T.S. - sagen dir diese Buchstaben etwas?“ fragte Fritz.

Andreas zuckte mit den Achseln. Ich kenne zwar E.T., aber nicht T.S., lag ihm auf der Zunge, aber er unterdrückte den Impuls.

„Nein, kenne ich nicht“, antwortete er.

„T.S. heißt Todesschwadron“, sagte Fritz auf einmal unvermittelt.

„Die Idee kommt aus Südamerika. Wenn es nicht möglich ist, mit legalen Mitteln die Drogenbosse zu fassen, geschweige denn zu verurteilen, dann müssen wir sie eben selbst..., dann müssen wir die Gerechtigkeit eben selbst in die Hand nehmen.“

„Du meinst... ihr ... ?“

„Wenn wir einen erwischt haben, töten wir ihn. Wir richten ihn hin“, sagte Fritz tonlos. Andreas fiel auf, dass seine Stimme einen mechanischen Klang angenommen hatte.

„Wir stellen ihn vor die Wahl auszupacken, oder er kriegt eine Kugel durch den Kopf. So einfach ist das. Nicht alle reden, aber viele. Und die, die es getan haben, die arbeiten für uns weiter.“

Die Straßenlaternen brannten wie bisher, leichte Regentropfen tanzten in ihrem Schein. Es war ein ganz gewöhnlicher Novemberabend. Trübe, aber nicht unüblich. Sollte das alles stimmen, was er gehört hatte. Gab es so etwas?

„Ihr foltert sie? Ihr bringt sie um?“ fragte er zurück. Etwas wie Entsetzen musste in seiner Stimme mitgeklungen haben.

„Nein“, sagte Fritz und seine Stimme bekam Festigkeit. „Nein. Wir sind keine Folterknechte. Aber wir sind es leid, immer nur nach der Pfeife der anderen zu tanzen. Zu sehen, wie jedes Jahr mehr Drogen ins Land kommen, von denen wir nur einen Bruchteil erwischen. Weißt du, ich habe auch Kinder, drei, wenn du dich erinnerst.“

Das gibt es gar nicht, dachte Andreas. Das ist alles ein Traum, und ich weiß nicht, ob es ein guter ist.

„Das ist Mord“, sagte er zögernd, „das ist Mord. Einfacher, glatter Mord. Egal aus was für einem Grund. Dafür bekommst du lebens-

länglich, wenn das herauskommt... Vom Recht mal ganz zu schweigen.“

Er fühlte, dass seine Rede papieren klang. Irgendwie einstudiert, abgelesen. Die Idee fing an, eine merkwürdige Faszination auf ihn auszuüben.

„Was heißt schon Recht?“ fuhr Fritz fort, „Al Capone der berühmte Gangsterboss in den USA - weißt du, wie der geschnappt wurde?“

Andreas wusste es, aber er nickte auffordernd. Fritz Stimme übte eine Suggestion auf ihn aus, der er sich nicht entziehen konnte.

„Al Capone hat Millionen verdient, Millionen und Abermillionen. Mit allem, was man nur denken konnte: Alkohol, Drogen, Prostitution, Bestechung... Und alles ohne Beweis. Jeder wusste, was er macht, aber nie konnte man ihm etwas beweisen. Geschnappt haben sie ihn schließlich wegen dreitausend Dollar Steuerschulden. Er hatte sich bei seiner Steuererklärung um dreitausend Dollar verrechnet. Oder vielleicht auch nur sein Steuerberater. Und wegen dreitausend Dollar wanderte er für immer in ein Hochsicherheitsgefängnis. Eine Rechtsbeugung, wie sie im Buche steht. Aber das Land war einen seiner Oberschurken los. War der Deal so schlecht? Und das damals gegründete FBI ging auch nicht gerade mit Glacéhandschuhen vor.“

Eine Weile gingen sie schweigend. Eine Kneipe tauchte vor ihnen auf. Aber sie führten kein Gespräch, das man in einer Kneipe weiterführen konnte.

„Warum erzählst du mir das?“ fragte Andreas schließlich.

Fritz warf ihm einen vielsagenden Blick von der Seite zu.

„Kannst du dir das nicht denken?“

„Du meinst, ich ... soll mitmachen?“

Fritz nickte ernst. „Normalerweise hätte ich gesagt: 'Wenn du Lust hast.' Aber ich glaube, das wäre nicht der richtige Ausdruck.“

„Nein“, sagte Andreas. „Ich glaube nicht.“

Die Idee war pervers, sie war ein Abgrund, der ihn gleichzeitig anzog wie zurückstieß.

„Du spinnst“, sagte er plötzlich heftiger, als er es selbst erwartet hatte. „Du spinnst. Das ist eine Schnapsidee, oder noch schlimmer, das ist ein Verbrechen. Und es widerspricht allem, für was wir bisher eingestanden sind. Regeln hin, Regeln her. Vom Risiko mal ganz zu schweigen. Streich mich von deiner Liste.“

Unmerklich gingen sie den gleichen Weg zurück. Schweigend.

Herschelstraße. Die Anzahl der jungen Mädchen hatte sich erhöht. Wieviele mochten es sein? Zehn?

Plötzlich hielt Fritz an. Ruckartig wandte er sich Andreas zu.

„Hier hat sie gestanden“, sagte er. Seine Stimme klang hart. „Hier hat sie gestanden. Yvonne. Deine Tochter. Hat für fünfzig Mark oder noch weniger die Beine breit gemacht, damit sie den Stoff bezahlen konnte. Jede Nacht neu. Immer wieder. Alles schon vergessen? So schnell darüber hinweg? Schwamm drüber?“

Er baute sich vor ihm auf, fasste ihn an beide Schultern und sagte eindringlich: „Ich weiß nicht, ob ich viele Sympathien für den Orient habe, aber eines machen die Burschen da ganz gut: Wenn du kein Recht bekommen kannst, wenn sie dir Frau, Tochter, Sohn oder Vater umgebracht haben, dann ist es deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sie selbst zu rächen, Andreas. Wenn die Justiz versagt, dann musst du sie selber in die Hand nehmen.“

Die haben dir alles genommen: deine Tochter, deinen Job, und deine Ehe ist auch am Ende. Und du selbst bald auch, wenn du weiter so

säufst. Was willst du noch mit dir machen lassen? Wach auf, Andreas. Wo lebst du? Dies alles spielt sich hier nicht auf dem Mond ab, oder in Sankt Pauli Hafensstraße oder Reeperbahn. Hundert Meter weit ist die Polizeidirektion der Innenstadt, das Amtsgericht fast in Sichtweite. Das ist ein Witz. Weißt du, das schert keine Sau. Hier gehen die Leute vor die Hunde, aber es stört keinen mehr. Da macht keiner was. Wir stehen uns aus Feigheit vor der Verantwortung. Und die einzigen, die sich die Hände reiben, sind Abdullah Mehtic und Co.“

Andreas schwieg betäubt. Er setzte mechanisch einen Fuß vor den anderem.

Nach einer Weile fuhr Fritz fort: „Habe ich dir übrigens erzählt, dass wir den Mörder deiner Tochter entdeckt haben? Der Kerl, der für den ganzen Bereich zuständig war? Und noch zuständig ist?“

„Ja?“ fragte Andreas leise.

„Abdullah Mehtic ist es. Du hast es ganz richtig damals vermutet. Abdullah war für die Versorgung des Bezirks zuständig. Seit Jahren. Und ist es noch.“

„Woher weißt du das?“ fragte Andreas benommen.

„Einer seiner Dealer hat ausgepackt. Im Angesicht des Todes sagen die meisten die Wahrheit.“

Und dann, wohlüberlegt fügte er hinzu: „Nächste Wochen schnappen wir ihn uns. Abdullah Mehtic. Er ist der Mörder deiner Tochter, vergiss das nicht. Wir schnappen ihn. Und ich wünsche mir, dass du dabei bist.“

Andreas sagte nichts. Die Elendsgestalten hinter dem Bahnhof tauchten vor ihnen auf. Das junge Mädchen mit den grünen Haaren war

verschwunden. Einige der anderen hatten sich aus Pappkartons einen Unterschlupf gebaut, der den Regen abhielt.

Die Schiebetüren des Bahnhofes glitten mit einem leisen Zischen zur Seite. Eine melodische Frauenstimme kündigte die Einfahrt eines verspäteten ICEs auf Gleis drei an. Flughafenatmosphäre. Geschäftsleute. Eine andere Welt.

„Überleg es dir“, sagte Fritz. „Er ist der Mörder deiner Tochter.“

Dann stiegen sie in die U-Bahn.